

<b>Zeitschrift:</b>	Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
<b>Herausgeber:</b>	Lehrpersonen Graubünden
<b>Band:</b>	11 (1951-1952)
<b>Heft:</b>	2
<b>Artikel:</b>	Zur Psychologie unserer Haustiere
<b>Autor:</b>	Seiferle, E.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-355763">https://doi.org/10.5169/seals-355763</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

wältiger, je tiefer und größer der Dichter ist. Und siehe, die Schnecke ist nicht geringer als der Panther, der Sperling nicht weniger schön als der Adler.

Was gilt's, du kennst, lieber Leser, Walter Muschgs «Leben der Vögel» nicht, ich meine das Oratorium mit seinem Vorspiel, seinen Wechselgesängen. Arien, Chören, ein Schöpfungsmorgen mit jubelndem Flügelrauschen durch blaue Unendlichkeit!

«Die erste Stimme:

Was weiß der Kormoran im Fischerboot,  
Wenn er den Jangtse aufwärts fährt  
Und tauchend, dienend seinen Herrn ernährt?  
Ich und sein Brot  
Sind eins.

Zweite Stimme:

Was singen Lerchen, wenn sie Erdensicht  
Tauschen an Äthers Blau,  
Stumm sinken aus dem Himmel in den Tau?  
Wir und das Licht  
Sind eins.»

Darf ich noch eine Jugenderzählung Traugott Vogels nennen, den «Menschenvogel». Darin begegnen wir dem Schnabler, dem unseligen Menschenkind, das beide gerne hat, Tiere und Menschen, und dessen Tod denn auch von den Raubvögeln gerächt wird.

Nicht weiter. Aufzählungen ermüden und jagen Bilder vorüber, eins nach dem andern, als machten wir schlechten Kino. Halten wir lieber ein. Still, dort steht ein Dichter, diesmal ist es Albin Zollinger, im stillen Weinberg staunend vor einem niedlichen Schneckenhaus, versunken in das Wunder, das sich im Kleinsten offenbart, entzückt von der Schönheit, die nicht blasser als «der gelbe Marmor einer Aphrodite»:

Uns strahlt im Abdruck noch von Gottes Händen  
Die Lust der Schönheit wie mit Heimat an.

## **Zur Psychologie unserer Haustiere**

von Prof. Dr. E. Seiferle, Zürich

Haustiere sind heute nicht mehr diejenigen, die sie einst waren. Alle — meist ist es schon Tausende von Jahren her — führten sie einmal das selbständige Leben von Wildtieren, die dem Menschen und seiner Welt ebenso scheu aus dem Wege gingen, wie dies ihre Verwandten auch jetzt noch tun. Gestaltlich haben sie sich weit vom Erscheinungsbild ihrer Ahnen entfernt, psychisch sind sie ihnen einerseits verblüffend treu geblieben, anderseits aber auch etwas völlig Neues geworden.

Leider ist dieser Umstand den wenigsten Menschen, die sich mit der Haltung und Pflege von Haustieren beruflich oder aus Liebhaberei abgeben, mit der wünschbaren Klarheit bewußt. Meist ist es vielmehr so, daß man sich über die



Cliché

psychische Seite seiner Pfleglinge nur sehr wenig Gedanken macht, oder aber, es tritt das Gegenteil ein: die Tiere werden vermenschlicht und man mutet ihnen etwa das gleiche Empfinden, Denken und Handeln zu, wie sich selbst. Beide Einstellungen sind falsch. Sie werden der wahren Natur und dem tieferen Wesen des Haustieres nicht nur nicht gerecht, sondern sie tragen vielmehr dazu bei, ihm sein Dasein zu erschweren. Wir dürfen nämlich eines nie vergessen: Jedes Tier, das in der Welt des Menschen leben muß, führt eigentlich ein «Leben in der Fremde.»

Denn all das, was es von seinen wilden Vorfahren an psychischem Erbgut übernommen hat, ist im wesentlichen gleich geblieben, während das Milieu sich grundlegend geändert hat. Dieser tiefgreifenden Milieuänderung vermochte sich das Tier nun bloß in sehr beschränktem Maße anzupassen, weil die sein Verhalten in erster Linie bestimmenden Triebe und Instinkte auch heute — unter Umständen Jahrtausende nach seiner Domestikation — noch mit verblüffender Zähigkeit auf die alte Heimat, d. h. die angestammte, artypische Umwelt eingestellt sind und deshalb in der neuen Umgebung häufig versagen oder sich in eigenartigen, zunächst nicht immer leicht verständlichen Kompensationshandlungen auswirken.

So ist z. B. das Pferd das schreckhafte, überall Gefahren witternde und deshalb stets auf Flucht bedachte Geschöpf der weiten Steppe geblieben, das es einst war. Bewegung ist ihm auch heute noch Bedürfnis, und wenn es diesen Bewegungstrieb nicht bei der Arbeit befriedigen kann, dann verfällt es auf allerlei unerwünschte und deshalb oft als Untugenden bezeichnete Handlungs-

weisen (Weben, Krippenwetzen, Koppen, Bodenscheuheit usw.), die an sich zwar sinnlos, aus dem artfremden Milieu heraus aber verständlich sind. Auch das Durchbrennen der Pferde, das schon so manches Unheil angerichtet hat, ist eine uralte, rein instinktive Fluchtreaktion, die in der schrankenlosen Steppe zielstrebig und zweckmäßig war, auf unseren engen und verkehrsreichen Straßen aber fast immer verhängnisvoll endigen muß.

Das Rind indessen ist als wehrhaftes Tier, das einst kaum mit ernsthaften Feinden zu rechnen hatte, auch heute noch weit weniger schreckhaft. Es läßt sich nicht leicht aus seiner Ruhe bringen, zeigt immer noch einen mehr oder minder ausgeprägten Kampftrieb und ergreift deshalb vor einem bellenden, fremden Hund nicht sofort die Flucht, sondern geht vielmehr seinerseits zum Angriff über.

Und wenn sich bei fast jedem Hund, der auf eine frische Fährte stößt, oder ein flüchtendes Wild eräugt, der Jagdtrieb regt und er — auch ohne je dazu angeleitet worden zu sein — sofort die Verfolgung aufnimmt, dann sind es wieder die uralten Instinkte seiner Ahnen, die jetzt genau so zum Durchbruch kommen, wie wenn er an einer Telephonstange sein Bein hebt und mit Hilfe seines Harns nach alter Väter Sitte seine Anwesenheit dokumentiert, beziehungsweise sein Territorium markiert, oder sich vor dem Niederlegen mehrmals im Kreise dreht, als ob er auch auf dem Stubenboden erst noch ein Lager treten müßte.

So führen unsere Haustiere also ein Leben, das jenem zwangsweise in ferne Länder verpflanzter Menschen gleicht, die sich auch in der gänzlich anderen Umgebung der Fremde von ihren heimatlichen Sitten und Gebräuchen nicht trennen. Hier wie dort wird ein ersprießliches Zusammenleben mit den eingesessenen Bewohnern auf die Dauer aber nur möglich sein, wenn die Fremdlinge eine gewisse Anpassungsfähigkeit mitbringen.

Menschen besitzen diese Anpassungsfähigkeit in hohem Maße, da sie es auch in einem fremden Land schließlich wieder mit Menschen zu tun haben, deren Sprache sie erlernen und deren technische und soziale Einrichtungen sie verstehen können.

Ganz anders das Tier! Durch die dominierende Rolle, die den angeborenen Trieben und Instinkten als Regulationsmechanismen seines Verhaltens zukommt, ist es weitgehend an seine angestammte Umwelt gebunden, und zu einem eigentlichen Verstehen und Begreifen der so ganz anders gearteten Menschenwelt fehlen ihm die nötigen Voraussetzungen (logisches Denken, Verstand und Vernunft). Sie besitzen nur die sehr verschieden ausgeprägte Gabe aus lust- und unlustvollen Erlebnissen zu lernen und sich so mit der Zeit an Dinge zu gewöhnen, die zu ihrer ursprünglichen Umwelt keinerlei, häufig sogar negative Beziehungen hatten und ihnen deshalb zunächst meistens Angst oder Schrecken einjagen.

Zu diesen beängstigenden Dingen gehörte einstmals in erster Linie der Mensch. Es bedeutet für jedes erwachsene Wildtier eine gewaltige psychische Umstellung, im Menschen nicht mehr den Feind erster Ordnung zu sehen, wie er im Erbgedächtnis seit Urzeiten verankert ist, sondern aus seinem Verhalten zu lernen, daß er auch Freund sein kann. Jungtieren gelingt diese Umstellung gewöhnlich viel leichter, da sie psychisch noch bildsamer sind; und unsere Haustiere haben sie bereits seit Generationen vollzogen. Sie sind zahm geworden,

und die ursprünglich negative Einstellung zum Menschen hat sich in eine mehr oder weniger ausgesprochen positive gewandelt.

Da, abgesehen von der Katze, all unsere echten Haustiere aus gesellig lebenden Tierformen hervorgegangen sind, bringen sie auch die Bereitschaft mit, sich dem sozial höher stehenden Gefährten ihrer Lebensgemeinschaft unterzuordnen. Der Mensch hat dem Tier gegenüber also nur zu beweisen, daß er ihm körperlich oder psychisch überlegen, d. h. also der Stärkere ist, um von ihm als ranghöheres Wesen anerkannt zu werden. Ja es kann sogar soweit kommen, daß er vom Tier als eine Art Artgenosse interpretiert wird. Jedenfalls drängt das Verhalten, das z. B. der Hund seinem Herrn und dessen Familienangehörigen gegenüber zeigt, diesen Schluß auf.

Dieser enge Kontakt mit dem Menschen kann sich natürlich nur bei Tieren entwickeln, die sich durch ein ausgesprochenes Lernvermögen und eine gute Assotiations- und Kombinationsbegabung auszeichnen. Solche Tiere bringen es auch fertig, sich eine Ersatzumwelt aufzubauen, indem sie vieles auf ihre Art einfach umdeuten und sich so in der Welt des Menschen oft mit einer geradezu verblüffenden Selbstverständlichkeit bewegen, obwohl sie deren tieferes Wesen nach wie vor nicht verstehen.

So hat sich beispielsweise der Hund vollständig in den Lebensraum und die Lebensweise der menschlichen Familie eingefügt. Die Menschenfamilie ersetzt ihm seine Meute, Wohnung und Grundstück seines Herrn betrachtet er als sein Territorium, das er markiert, bewacht und verteidigt, zu den einzelnen Familienmitgliedern unterhält er ähnliche Beziehungen wie zu arteigenen Meutegenossen, wobei er seine Stellung gegenüber jedem einzelnen dieser so ungleichen Meutegemeinschaft genau abzuschätzen und sich dementsprechend zu verhalten weiß. Engste Bindungen bestehen zu Kumpanen, die sich am meisten mit ihm abgeben, und zum anerkannten Meuteführer, seinen Herrn. Dabei beginnt die menschliche Sprache als Verständigungsmittel auch für den Hund immer mehr an Bedeutung zu gewinnen, und es ist erstaunlich, wieviel er schließlich davon versteht und wie gut er es lernt, sich auch uns durch einfache Lautäußerungen und Gebärden verständlich zu machen. Auch zu vielen technischen Dingen, die ihm zunächst nichts sagen oder sogar ängstigen, kann er, wenn er ihre Annehmlichkeiten kennen gelernt hat, eine ausgesprochen positive Einstellung gewinnen. So weiß jeder Hund die Vorzüge eines weichen Liegebettes oder wärmenden Ofens bald zu schätzen, die meisten Hunde genießen mit der Zeit direkt das Föhnen nach dem Bade, während sie den surrenden, warmen Luftstrom anfänglich gefürchtet oder gehaßt und bellend angegriffen haben, und fast alle Hunde werden schließlich begeisterte Eisenbahn- und Autofahrer, obwohl ihnen diese Vehikel zunächst gewaltigen Schrecken einjagten. So entstand aus einem ausgesprochen menschenscheuen Raubtier dank seiner Lernfähigkeit und Kombinationsbegabung ein ganz neues Geschöpf: der Haushund, der zwar im Körperbau und im Grundgefüge seiner Triebe und Instinkte seine Ahnen nicht verleugnen kann, durch das häusliche Zusammenleben mit dem Menschen aber soviel dazugelernt hat, daß er heute dem Menschen und seiner Welt in gewissem Sinne näher steht, als den Bewohnern seiner arteigenen Umwelt.

Der weit überwiegenden Mehrzahl unserer Haustiere ist die Umstellung auf ihren neuen Lebensraum aber nicht so gut gelückt. Sie haben sich dem Menschen nicht so eng angeschlossen. Vielleicht ist es jedoch auch so, daß sich

der Mensch ihrer weniger angenommen hat, weil er in ihnen allzusehr nur Nutztiere und Wertobjekte und zu wenig den Freund gesehen hat, den er im Hund dann fand. Dadurch fehlte diesen Tieren die Anregung zu reicherer psychischer Betätigung, und so blieben sie ihrem Wesen nach eben weitgehend das, was sie einst waren. Zwar haben auch sie vieles dazugelernt und sich in das neue Milieu so gut es ging eingefügt. Auch sie unterwarfen sich dem Menschen; sie haben die weiten Räume der Steppen, Wälder und Gebirge mit der Enge des Stalles oder der eingezäunten Weide vertauscht, sie ließen sich anbinden, anspannen, reiten, melken, scheren und schlachten, aber der Aufbau einer Ersatzumwelt ist ihnen nur in sehr bescheidenem Umfang geglückt. Sie kamen dem Menschen kaum einen Schritt näher als es die äußeren Umstände erforderten und blieben damit auch seiner komplizierten Welt weitgehend fremd. Sie verstehen deshalb auch all das was mit ihnen und um sie herum geschieht noch viel weniger als der Hund und sind zudem durch die Haltebedingungen größtenteils daran gehindert, ihren Trieben und den Eingebungen ihrer Instinkte zu folgen. Daß sich aus all diesen Gründen eigentlich Konfliktsituationen entwickeln können, die oft zu schweren, an sich zwar völlig unbegründeten Angstzuständen führen, ist leicht verständlich, wird aber im allgemeinen viel zu wenig beachtet.

Wenn ein Pferd vor einer Dampfwalze oder dem Lärm eines Preßluftbohrers scheut, sich während eines Bahntransportes sichtlich ängstigt und aufregt oder sich dem Eingespannt- oder Gerittenwerden zunächst mit allen Kräften widersetzt, wenn Kühe sich gegen das Beschneiden der Klauen zur Wehr setzen oder nur mit Mühe zum Rückwärtstreten zu bewegen sind, wenn Schweine sich gegen das Hochgehobenwerden sträuben, und dabei ein wildes Protestgeschrei erschallen lassen, dann ist man meist rasch bereit, ihr Verhalten als dumm, störrisch oder mindestens ungeschickt zu bezeichnen. In Wirklichkeit hat dieses Benehmen aber mit Dummheit und Widersetzlichkeit gar nichts zu tun, sondern hängt einfach damit zusammen, daß das Erinnerungsgut ihres Erbgedächtnisses und damit ihr ganzes Trieb- und Instinktleben im wesentlichen immer noch auf die alte Heimat eingestellt ist und deshalb zum neuen Milieu gar nicht paßt.

Je extremer das Verhalten eines Tieres an seine angeborenen Triebe und Instinkte gebunden und je geringer seine Lernfähigkeit entwickelt ist, um so weniger eignet es sich also zur Verpflanzung in eine artfremde Umgebung und damit zur Domestikation. Denn die psychische Umstellung und der Aufbau einer auch nur notdürftigen Ersatzumwelt wird ihnen allzugroße Schwierigkeiten bereiten.

Würde sich der Mensch, ähnlich wie beim Hund, auch bei seinen Nutztieren etwas mehr für ihre psychischen Bedürfnisse interessieren, ihnen dressurmäßig bestimmte Aufgaben stellen und damit ihr zweifellos vorhandenes Lern- und Kombinationsvermögen anregen, dann würde er nicht nur seinen Tieren ihr Dasein erleichtern, sondern auch sich selbst den Verkehr mit ihnen einfacher und erfreulicher gestalten. Es ist sicher kein Zufall, daß neben dem Hund vor allem das Pferd zu den umgänglichsten und psychisch regsamsten unserer Haustiere gehört, und daß sich mit Alprindern, Alpziegen und Weideschweinen oder mit Kühen und Zuchttieren, die auch zum Zugdienst verwendet werden, viel einfacher und besser hantieren läßt, als mit ausgesprochenen Stalltieren, die, weil ihnen keine psychischen Aufgaben gestellt werden, auch seelisch verkümmern.

Denn das Haustier braucht, wie jeder Fremdling, nicht nur Nahrung, Pflege und ein schützendes Dach, sondern auch Verständnis und Berücksichtigung seiner besonderen psychologischen Situation, wenn es sich wohlfühlen und wirklich gedeihen soll.

In dieser Richtung aufklärend zu wirken, scheint mir eines der dankbarsten Gebiete praktisch-tierschützerischer Betätigung, wozu sich gerade unsere Lehrerschaft immer wieder denkbar günstige Gelegenheiten bieten.



### **Tierschutz und Naturschutz in der Schule**

#### *Wettbewerb des Bündner Tierschutzvereins*

Der in der November-Nummer angekündigte Wettbewerb soll unter folgenden Bedingungen vor sich gehen:

1. Am Wettbewerb können sich Schüler und Schülerinnen von Bündner Schulen in folgenden drei Kategorien beteiligen: 1. Stufe: 1.—4. Klasse; 2. Stufe: 5.—8. Klasse; 3. Stufe: höhere Klassen. Auch Mittelschüler sind zur Teilnahme aufgerufen.
2. Es werden nur Einzelarbeiten, d. h. Aufsätze über Erlebnisse und Beobachtungen mit Tieren entgegengenommen. Auch Mundart ist zulässig. Schüler aus Romanisch- oder Italienisch-Bünden können in der Muttersprache schreiben. Zeichnungen oder eigene photographische Aufnahmen sind als Zugaben oder auch als selbständige Arbeiten erwünscht.
3. Die Arbeiten sollen vom Teilnehmer am Wettbewerb selbständig abgefaßt oder verfertigt sein. Eine direkte Mithilfe des Lehrers oder der Eltern usw. ist im Interesse einer gerechten Beurteilung nicht erlaubt.
4. Die Arbeiten müssen bis Ende März 1952 mit Angaben des Alters, der Klasse und der Adresse des Teilnehmers an Herrn Dr. med. vet. J. Forrer, Felsberg, eingesandt werden.
5. Die Beurteilung erfolgt durch den Vorstand des Bündner Tierschutzvereins, der für die Prämierung guter Arbeiten wieder einen namhaften Betrag aussetzt und mit einer regen Teilnahme am Wettbewerb rechnet.

*Der Vorstand des Bündner Tierschutzvereins.*